

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1909

243 (19.10.1909) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 84

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 84. Karlsruhe, Dienstag den 19. Oktober 1909. 29. Jahrgang.

Inhalt der Nr. 84:

England und englische Verhältnisse. — Glocken. — Ein Urteil über die deutsche Küche. — Einzelweien und Raffen im Bienenleben. — Aus allen Gebieten. — Allerlei. — Aus den Witzblättern. — Literatur.

England und englische Verhältnisse.

Reise-Blaudereien von Ad. Th.

X.

Glasgow.

Mit Einschluß der Vorstädte soll Glasgow eine Million Einwohner zählen. Das ist gern zu glauben; denn breit und weit strecken sich seine Flanken an beiden Ufern des Clyde (Auld) hin, durch dessen nahe Mündung die Meeresflut in der tiefen und breiten Flußrinne bis zur Stadt vordringt. Das schottische Hamburg. Während Edinburgh als alte Residenz den Eindruck etwas verschliffener Noblesse macht, die vom alten Glanze zehrt, repräsentiert Glasgow das rastlos sich vermehrende Kapital und trägt seinen Reichtum prägnant zur Schau. Weilenweit ziehen sich am Clyde die Schiffswerke und Docks hin, und ein Wald himmelstrebender Schornsteine ist und bei der Stadt leuchtet den Besucher, daß er eine der moderneren englischen Industriezentren vor sich hat. Auch die Armut, die bitterste, nackte Armut fehlt nicht, wie denn in den großen Städten Englands der Gegensatz zwischen Reichtum und Armut auch in dem Häuserbau und in der Kleidung viel greller zutage tritt, als in irgend einer deutschen Stadt.

Das Straßenbild zeigt wieder die von aller polizeilichen Bevormundung befreite englische Ungebundenheit. Hier singt in einer leeren Seitenstraße nahe bei der Jamestret, einer Hauptverkehrsader, ein blaßes Mädchen von neunzehn Jahren mit voller, schöner Stimme schottische Lieder. Betteln darf es nicht. Aber die Pennystücke, die ihn hingeworfen werden, darf es aufheben und einstecken. Da steht auf der dichtbelebten Argylestreet ein Duellsackpfeifer. Auch er bettelt, und doch bettelt er nicht. Keine fünfzig Schritte davon bläst ein einarmiger Krüppel am Rande des Fahrdammes auf einer einfachen Blechpfeife. Wie er mit nur einer Hand die Löcher der Pfeife beherrscht, mag ein Kunststück sein. Und dort hocken an der Bordkante fünf Jungen von neun bis zwölf Jahren. Sie hasardieren. Meine Lante, deine Lante oder so etwas ähnliches. Mit unglaublicher Geschicklichkeit handhabt der älteste Vengel die unendlich dreifigen Kartenblätter. Die andern Jungen legen ihre Pennystücke (1 Penny = 8 Pf.) links oder rechts neben ein verdecktes Blatt; aber der Bankhalter zieht sie alle ein, jetzt das, dann jenes. Bald sind sämtliche Pennystücke der Gerupften in seinem Besitz. Er springt auf, rafft die Karten zusammen und ist mit wenigen Sägen im Gewühl der Nebenstraße verschwunden. Das Schimpfen der Ausgebettelten hört er nicht mehr. Der Vengel kann es noch zu was bringen.

Auch Glasgow verwendet viel Geld auf schmucke Plätze und Blumenanlagen. Prachtige große Parks, namentlich ein herrlicher bontanischer Garten, bieten angenehmen Aufenthalt und werden stark besucht. Eine Naturfelsenheit ersten Ranges ist der versteinerte Wald im Viktoriapark. Zufällig ist er aufgefunden worden bei Vornahme von Erdarbeiten. Er besteht aus Baumstämmen und gewaltigen Stämmen, die bunt durcheinander liegen und in urgrauer Vorzeit versintert sind, so daß sie dastehen und daliegen wie ausgemeißelte Steinfäulen.

Die Universtität wird von 2500 Studenten besucht und besitzt eine Bibliothek von 180 000 Bänden. Unter den schier zahllosen Kirchen zeichnet sich die in strenger Frühgotik gehaltene Kathedrale durch schöne Formen aus. Auf

einer der Stadt beherrschenden Anhöhe liegt hinter der Kathedrale im Osten die Nekropolis, der Hauptfriedhof der Stadt, mit einem Wald von weit sichtbaren Denkmälern. Selbst dieser Friedhof war Sonntags geschlossen — Sunday excepted. Dagegen war das Museum geöffnet, dessen Reichhaltigkeit uns über die Totenstille eines englischen Sonntags hinwegholf.

Aber draußen in den Vorstädten dieses Glend, diese Armut und diese Verkommenheit! Wer die Zigeunerviertel rumänischer oder türkischer Städte gesehen hat, findet dort nicht mehr zerlumpte Gestalten als in den ostwärts von Glasgow liegenden Fabrikvierteln. Und die Gesichter ohne Ausdruck, ohne Kraft. Stierblickende Augen und fleischlose Gestalten; nur daß ab und zu ungezähmte wilde Instinkte zum Ausbruch gelangen. Diese zerfallenen Leiber sind die Treberreste, aus denen die Milliarden gepreßt worden sind, die in den stolzen Banken der Innenstadt lagern. Nirgends wird dem Beschauer klarer, welches entsetzliche Verbrechen der Kapitalismus ist, als in mancher englischen Fabrikstadt. Ei freilich! Da bauen sie schöne, große Krankenhäuser, Asyle und sonstige Anstalten für die arm und elend gemachte Klasse hin. Sie brüsten sich auch mit ihrer Wohlthätigkeit und veröffentlichen die Abrechnungen über die großen Summen, die gespendet worden sind für die „armen Mitbürger“. Doch das sind Tropfen auf heiße Steine. Ist erst ein Volk ausgehungert und verelendet, dann ist es nicht mehr getan mit einigen Köffeln Suppe; dann kann nur noch eine volle Umwälzung der sozialen Struktur helfen. Aber die Kraft fehlt ihnen, die Kraft.

Anhängern des Impfberglaubens kann der Besuch von Glasgow um deswillen empfohlen werden, weil sie da im Mutterlande der Jennerischen Verjauchungsmethode und Zwangsimpfung so viele Pockennarbige sehen können, wie sie nur wollen. Seit einigen Jahren ist übrigens in England der Impfwang aufgehoben.

Gut großstädtisch ist in Glasgow die Untergrundbahn, die mit Seilbetrieb versehen ist, zweimal unter dem Clyde hinwegstreicht und in ziemlich weitem Bogen die Stadt umkreist. Für 1½ Penny (12 Pf.) fährt man in 37 Minuten einmal rund herum. Ihre starke Benutzung entspricht dem regen Verkehr, den die Millionenstadt aufweist.

Glocken.

Von Ludwig Finkh.

Jeden sommerlichen Samstagabend lagen wir auf dem See, um das Münstergeläute von Konstanz zu hören. Oft fuhren wir im Boot vom Reichenauer Ufer ab mit hellem Segel, schnitten durch grüne Inseln von Salatabfällen, welche die Reichenauer freigebig ins Wasser geworfen hatten, und die der Wind zum Spaß am Abend fort- und am Morgen wieder herwehte, und zogen allmählich ins freie, klare Wasser hinaus. Da fing die große Glocke von Konstanz an, geheimnisvoll mit tiefer Stimme zu läuten, weich und innig über das Wasser getragen, hinschwimmend wie ein großer Vogel, flügelschlagend und im Aether endend. Der Abendwind ließ die Seefläche unter seinem Gauche erschauern, die Sonne zögerte gerade so weit über den Bergen des Hegau, daß sie noch den Gesang der Glocke mitanhören konnte. Dann fiel sie hinter die Erde.

Nicht frömmere habe ich als Knabe die große Betglocke daheim geläutet, die alte mit dem Sprünge, die den Brand meiner Vaterstadt überlegt hatte. Glocken sind sonst zählebig und wehren sich gegen den Tod. Aber doch müssen einige sterben und stumm und unnütz werden auf die eine oder andere Art. Die alte daheim ist heute eingeschmolzen, und wenn ich auch, so oft ich zuhause bin, auf den Kirchturm hinaufsteige zum Faschnacht, dem Wächter,

einzelnen Städ. Selbst Patienten, die sonst eine dauernde Unruhe zeigten, verhielten sich vollkommen gestittet und es waren nur wenige Gesichter zu sehen, deren sonst düsterer oder gleichgültiger Ausdruck nicht durch die auf sie eindringende Tonwelt zum Guten verändert und verschönt wurde. Da das Konzert volle zwei Stunden dauerte, so ist sein Erfolg ein schlagender Beweis für die gewaltige Wirkung der Musik als Beruhigungsmittel und somit als eine wahre Wohltat in solchen Anstalten.

Rauschmittel. Was alles den Menschen betrunken machen kann, darüber hat sich ein Londoner Arzt in interessanter Weise ausgelassen. Beim Einladen von Terpentim waren im Hafen von Bristol durch die dem Terpentim entkeimenden Gase eine Anzahl Arbeiter so betrunken geworden, daß sie die Arbeit einstellen mußten. Diese Gase sind nach Ausspruch des Arztes nicht die einzige Ursache, aus der man, abgesehen vom Genuß von Alkohol, betrunken werden könne. Gewöhnliches Petroleum oder Benzin habe beim häufigen Einatmen denselben Erfolg. Der durch Alkohol erzeugte Rausch sei vollständiger und daure im allgemeinen länger; aber alle Symptome der Trunkenheit könnten durch außergewöhnlich starke Bewegung, durch Aufregung, Freude, Trauer oder durch den Einfluß der Musik erzielt werden. Die Nervenzentren würden in solchen Fällen miteinander und mit dem Gehirn außer Verbindung gesetzt, und dadurch würden die mechanischen Bewegungen durch die Gehirnzentrale nicht genügend kontrolliert. So könne eine Fahrt im Automobil, besonders für dessen ungewohnte Personen, durch die Uebersättigung des Blutes mit Sauerstoff zu Rauschzuständen führen. Dasselbe sei der Fall mit Personen, die krank waren und sehr diät leben mußten, wenn sie das erstemal wieder eine kräftige Fleischmahlzeit zu sich nähmen. Ein Veestück könnte einen solchen Rekonvaleszenten tatsächlich betrunken machen. Kaffee und Tee haben dem Alkohol verwandte Erscheinungen zur Folge. Das könnte man, so fügt der Arzt boshafterweise hinzu, bei den Teegesellschaften der Damen am meisten beobachten; ihre Zunge ginge bei solchen Gelegenheiten nach der zweiten oder dritten Tasse noch einmal so rasch.

Aus den Witzblättern.

„Auf.“

Ein Eifriger. Ein Weinreisender klagt seinem Chef brieflich über schlechte Geschäfte. Entrüstet über seine falsche Orthographie antwortet der Chef: Das Gymnasium scheinen Sie nicht besucht zu haben. Antwort: Na, wenn Sie meinen, daß da was zu machen ist, werde ich mal mit ranjehn.

Verpätet. Das Hochzeitsgeschenk der preussischen Städte für das Kronprinzenpaar nähert sich seiner Vollendung. Es soll dem hohen Paare aber erst im Jahre 1913 überreicht werden, und zwar zu den besonders prunkhaften Kaufserlichkeiten für den siebenten Kronprinzenjungen, dessen Kate nach alter eingebürgerter Volkssitte der Kaiser selbst sein wird. (Uff.)

„Jugend.“

Der bayerische Landtag. „Zu was san denn eigentli' dö Liberalen wieder kemma?! Die Sach' geht ja do' 'naus, wia mir wollen.“

Liebe Jugend! Bei der Ausbildung der Rekrutengefreiten kommt zur Sprache, daß die Füße bei der Grundstellung ungesüßr einen rechten Winkel bilden. Als ein Gefreiter dieses so erklärt, sagt der dabei stehende Sergeant: „Perls, schmeißt mich bei die Rekruten nich so mit die Fremdwörter 'rum! Wenn so 'n Balzroh rechter Winkel hört, dann denkt er sich gleich, er soll den Nordpol entdecken.“

Humor des Auslandes. Sie: „Ich fühle mich in diesen neuen Schuhen gar nicht behaglich.“ — Er: „Sol Drücken sie denn nicht?“

Literatur.

Das kranke England. Eine Schilderung des heutigen England auf Grund der Aussagen englischer Autoritäten. Von Dr. Abel-Musgrave. Frankfurt a. M. 1909. Neuer Frankfurter Verlag. Preis brosch. 3 M., geb. 4 M.
„Arbeiterkriegenograph“ für Monat Oktober. Verlag von Gustav Richter, Burgheim-Lahr i. Baden.

Staprecht hat ein anderer Dichter geschrieben. Die zwölf, die nach diesem Streich zusammenfanden, sind: Bahr, Bierbaum, Otto Ernst, S. G. Coets, Gabriele Reuter, Mehring, Felix Solander, Wolzogen, Felle, Hirschfeld, Olga Wohlbrüd und Eulenberg. Das Vorwort schrieb noch Dehler v. Liliencron. Eine lustige Idee, die schon häufiger gefaßt wurde. Nun hat der Verleger aber noch 60 Preise für das richtige Erraten der Autoren ausgesetzt. Zuerst haben sich die Autoren bei ihrer Arbeit gut amüsiert, denn gewiß hat jeder dem folgenden durch sein Kapitel die Fortsetzung möglichst schwer gemacht, und man weiß ja, wach reines Vergnügen allein schon solche Schadenfreude bereitet. Dann werden die Leser sich amüsieren. Zuletzt und am besten aber lacht der Verleger, denn so zwölf bekannte Autoren auf einen Streich eingefangen zu haben und den Reiz des Buches noch durch ein Rätselraten erhöhen, die leidenschaftliche Liebhaberei deutscher Familien — sehen Sie, das ist ein Geschäft!

Allerlei.

Die kluge Gans. Die wenig liebevolle und doch immer noch so beliebte Apostrophierung „dumme Gans“, die in allen Sprachen Europas edlen Mädchenstolz zornig aufwallen läßt, ist in Gefahr, ihren besten Sinn und ihre Schlagkraft zu verlieren. Denn in London lebt jetzt eine Wundergans, die klüger denkt und besser überlegt, wie manche Menschen und offenbar den Ehrgeiz hat, die von vorurteilvollen Menschen so böswillig verkanteten schönen Naturanlagen der Gans wieder zu Ehren zu bringen. Nimm hat man das Londoner Wundertier gekauft, fünf Jahre ist es alt, trägt ein prächtiges weiches weißes Gefieder und im Kopfe ein recht gut organisiertes Gehirn. Nimm hat jetzt sogar einen Reakteur des „Daily Chronicle“ empfangen und ihm ein Interview gewährt. Man legte der klugen Gans ein Spiel Karten vor und hat sie nun, Herz-Aß herauszunehmen. Mit freundlicher Bereitwilligkeit begann Nimm mittelst ihres Schnabels Karte um Karte beiseite zu legen, bis sie das gewünschte Aß gefunden hatte, das sie dann energisch mit der Pfote bedeckte, als wollte sie sagen: „Bitte schön!“ Das Experiment wurde mehrfach wiederholt; aber die kluge Gans irrte sich nie. Dann legte man ihr eine Anzahl von Blättern vor, auf denen die Bezeichnungen von allerlei Gegenständen aufgeschrieben waren: Zintensaß, Feder, Uhr, Zeitung usw. Der glückliche Besitzer fragte dann seine Nimm: „Was ist das?“ und hielt ihr dabei ein Zintensaß vor die Augen. Sofort nahm Nimm das betreffende Papier mit der richtigen Inschrift. Auch hier brachten alle Wiederholungen des Kunststückes nur die Bestätigung von Nimm's Intelligenz. „Woraus ist diese Kette gemacht?“, fragte der Besitzer die Gans und zeigte ihr eine goldene Uhrkette, worauf Nimm ohne Zögern das Papier mit der Inschrift Gold in den Schnabel nahm. Aber Nimm ist nicht nur ein guter Kopf, sie hat auch Gemüt. Ueberallhin folgt sie ihrem Herrn getreulich wie ein Hund; wenn er nach längerer Abwesenheit zurückkehrt, flattert sie ihm fröhlich entgegen, springt ihm auf die Schulter und schlägt vor Freude mit den Flügeln.

Die Musik zur Bekämpfung von Geisteskrankheiten. Ein berühmter Irrenarzt hat einmal gesagt, daß die Musik besser sei als ganze Liter von Arzneimitteln und wirksamer als Zwangsjacken, wobei er es wohl als überflüssig betrachtet hat, auf die Menschlichkeit dieses Mittels noch besonders hinzuweisen. Demnach sollte man ohne weiteres annehmen, daß sich die Ausübung der Musik und die Abhaltung häufiger Konzerte in den Irrenhäusern längst eingebürgert haben müßte. Wenn das nicht der Fall ist, so sollte es möglichst bald überall geschehen. Ein „Lancet“-Korrespondent aus Budapest berichtet jetzt über die großen Erfolge, die Dr. Verkes, der Leiter eines großen Irrenhauses in Ungarn, mit der Anwendung der Musik bei seinen Pflegebefohlenen gemacht hat. In dieser Anstalt wurde vor kurzem ein besonders großartiges Konzert abgehalten, dem von 600 Kranken der dritte Teil beizwohnte. Es war sofort erkennbar, daß die Zuhörerschaft der Vorführung mit mehr Aufmerksamkeit folgte, als man sie in gewöhnlichen Konzertsälen meist zu beobachten Gelegenheit hat; und trotzdem kamen manche Patienten aus den Abteilungen, die für schwere und gefährliche Geisteskranken bestimmt sind. Selbstverständlich befanden sie sich unter den wachsamsten Augen ihrer Wärter, gaben aber nicht den geringsten Anlaß zu Unruhen. Von der ersten Nummer des Programms bis zum Schluß lauften die Kranken mit unerminderter Eingabe und äußerten ihren Beifall nach jedem

um die neue zu läuten, es ist ein fremder Ton, der nicht so dumpf gesprungen zu Herzen redet wie der Mund der alten. Um elf Uhr ists. Die Musikanten stampfen die Treppen herauf, um draußen vom Umlauf auf die Stadt herunter zu blasen; ich aber läute drinnen in der Glockenstube andächtig und ehrfürchtig. Die Alte hat mir als Kind viele Geschichten erzählt. Auch die von dem kleinen Kameraden, einem hellstimmigen Glöcklein auf dem Nachbarturme, das vor hundert Jahren von den Pfüllingern gestohlen und des Nachts den hinteren Weg an der Schatz hinauf fortgeschleppt worden; seither läutet es ganz deutlich und traurig: G'hohe bin i, g'hohe bin i.

Die Konstanger Glocken sind rechte Seefinder, gewohnt, über das Wasser zu singen. Zuweilen scheint es, als ob tief unten im Grunde eine Stimme mitwibrierte, klagend, wie aus schwerem Schlafe erwachend. Vielleicht sind es die Glocken von Meersburg, die irgendwo im Wasser ruhen. Man weiß, daß die Meersburger einmal ihre Glocken auf den See schafften wollten, um sie vor dem Feind zu verstecken. Wie sie nun draußen waren mit der kostbaren Labung, lupften sie die Glocken hoch und ließen sie feierlich über Bord; darnach nahmen sie eine Kreide und zogen einen Strich auf dem Boden des Schiffes an der Stelle, wo die Glocken untergegangen waren, um sie später wieder zu finden. So sind die Meersburger um ihre Glocken gekommen und die Fische des Meeres haben sich eine Burg und ein Nest daraus gemacht. Mag sein, daß die Glocken tönen, wenn ein gewaltiger Secht sie mit dem Schwanz schlägt; mag sein, daß Geröll am Grunde, von den Wassern bewegt, sie zum Klängen bringt; Steine, von Gletschern stammend, und stumme Fische sind die Glöckner.

Was haben die alten Glocken von Konstanz mitangelesen! Den Glanz der mittelalterlichen Handelsstädte, die zugleich Schiffe auf dem Bodensee und in Venedig befrachteten, Schiffe, schwer beladen, mit kostbaren Geweben, die bis ins Kaufhaus hineinfahren konnten. Was haben die Glocken gejubelt, als der neu erwählte Papst nach beendigtem Konzil heraustritt auf stolzem Rosse, gefolgt von Fürsten und Volk, bis gegen Gottlieben, wo er ein Prunkschiff bestieg und den Rhein herunterfuhr. Wie haben die Glocken gezürnt und gelacht über den Schellen der Hanswürste und Kindsköpfe, die um die Fastnacht ihre Prickschen schwangen und im Hanselschritt tanzend das seltsame Lied dazu sangen:

Narro, narro sibo fi
Sibo, sibo narro fi,
Sont D'r Muetter Kuechele g'hohele
Si mr au
Sauerkraut
Guecktraut
Füllt de Wube d'Suut uus
Und de Mädele d'Mäge
Und de alte Wiber d'Pelzkräge
So Narro!
Narro, narro Gigeboge,
Was du faist, ist alls verloge
Narro, narro, lenzio.

Das ist ein echtes Volksnarrenlied; es hat den naiven Zauber und das Stammelnde des Volksliedes wie das Runen- und Rätselhafte des Hexenspruchs. Dazu tollt es von ausgelassenen Geistern des Schabernacks, lärm mit Klappern und klingelt mit Glöckchen. Denn die Konstanger Narrenglöckchen haben ihre Tage, an denen sie die großen Domglocken übertäuben. Jedem echten Konstanger Kind läutet so ein Narrenglöckchen im Blute. Das Leben mag noch so feierlich und gewichtig schreiten, es mag drücken und traurig lasten, und keine Wetglode kann anders machen; da schellt so ein silberner oder blechener Glöckchen und gleich ist das Leben in die Luft geworfen wie ein Kinderball und wird mit leichten Händen wieder aufgefangen. Das so ein armseliges Schellchen die Kraft hat, die Herzen zu befreien! Jrgend ein Gott muß doch darin stecken, denn sein Wesen scheint ewig, dieses kleine Blutzglöckchen vererbt sich mit mathematischer Gesetzmäßigkeit, und wenn nach naturwissenschaftlichen Forschungen immer das Lebenstüchtige sich erhält und fortpflanzt, so muß das

Narrenglöckchen so alt und lebenskräftig sein wie die Domglocke. Denn es gibt alte Bürger dieser Stadt im Leben draußen, in denen läuten wenige Glöden der Kindheit mehr als nur die Seeglocke, die leise auf dem Wasser geht mit dem Flügelschlag einer Wöbe, und das Narrenglöckchen.

Die Glocken der drei uralten Kirchen der Insel Reichenau sind seit langem verschwifert mit dem See. Sie spielen mit ihm wie Kinder, abends, ehe sie zur Ruhe gehen. Sie reden mit den Wellen und bieten ihnen die Zeit, sie wandern an schönen Tagen hinüber in die Schweiz, vermischen ihre Stimmen mit den Glocken von Ermatingen und Verlingen und mit dem Geläute der Höri. Sie kämpfen mit dem Sturm und rufen in die Not der Schiffer hinein. Dann antwortet ihnen etwa eine scharfe, helle Erzstimme, aus dem dichten Nebel heraus schallt das Soldatenwort der Schiffsglocke, kurz, barock und befehlend, überbrüllt von dem Trompetenstoß des Nebelhorns. Es geht zu wie in der Schlacht. Der König Sturm rückt an mit tausend Winden.

Ander, wenn die Kirchen sich wohlgefällig spiegeln im frischgeputzten See. Dann wissen die Glocken liebliche Engelslieder und schicken sie gedämpft und geigentlich auf und nieder. Das ist die Stunde, da unser Boot still und verträumt auf dem See liegt, mit halbgeschlossenen Augen, so selig oder zu faul zum Weiterfahren; wir sind mit gutem Segel heraus, und wie wir in der Seemitte schwimmen, wird das Tuch schlapp. So bleiben wir draußen liegen, froh der aufgezwungenen Ruhe, schwagen mit den Fischen und Wasservögeln und stehlen dem Leben einen halben Tag ab, glücklich wie Kinder, die hinter die Schule gegangen sind. Niemand kommt zu uns als die Stille und die leise Zwiegespräch der Glocken vom Land. Gegen Abend, hoffen wir, wacht der Wind wieder auf und treibt uns fern; bläst noch eine Handvoll Obedkröpfe her, wills nicht kommen, so verlegen wir uns aufs Bitten und rufen die Seegeister und Wasserfrauen an mit dem alten unfehlbaren Fischerpruch:

Sörwib, mach Luft,
Maist en Hästli uf!

Aber das dürfen die Glocken nicht hören, sonst zürnen sie und lassen sich nicht mehr läuten. So geht die Sage am See. Aber der Wind kommt von selbst und während die Konstanger Münsterorgel die letzten zitternden Töne über das frisch bewegte Wasser summt, gehts mit knatterndem Segel dem Lande zu — zur Ruh.

Ein Urteil über die deutsche Küche.

Ein interessantes Urteil über die deutsche Küche fällt der Heidelberger Professor Dr. Adolf Meyer in den „Blätter für Volksgesundheitspflege“. Ein Ausländer, der viel in Deutschland verkehrte, fragte ihn vor kurzem ganz entrüstet, warum die Deutschen denn eine so unheimliche Küche führten, er bekäme in acht Tagen kein Gemüse zu essen, wie Sauerkraut und, als einmal auf der Speisefarte Salat winkte, erschien zu seiner großen Enttäuschung nichts anderes als Kartoffelsalat. Ein vielgereister Russe äußerte sich dahin, daß man nirgends so schlecht esse, wie in Deutschland. Natürlich sind dies schändliche Uebertreibungen, denen auch viele Aussprüche in entgegengesetzter Richtung an die Seite zu setzen wären, um sie auf ihr richtiges Maß zurückzuführen und namentlich wäre hier an die vielen Klagen von Deutschen über die englische Küche zu erinnern, in der die Gemüse einfach abgekocht werden, oder über die rohe amerikanische Kochkunst. Aber die englische Klasse bildet sich nichts auf ihre kulinarischen Fähigkeiten ein, Sport und Geschäft sind ihnen wichtigere Angelegenheiten und sie lassen in dieser Hinsicht den Franzosen neidlos den Vorrang, während in Deutschland allerdings viel von der heimischen Küche geredet wird und auf die Ausbildung der Töchter in dieser Hinsicht großer Wert gelegt wird.

Prof. Meyer glaubt, daß manche Vorwürfe, die man der deutschen Küche macht, nicht unberechtigt sind und er glaubt, vor allem eine Hauptsünde namhaft machen zu können. Sie stammt aus der Zeit unserer ökonomischen

Armut, ist aber mit zunehmender Wohlhabenheit noch lange nicht ausgelöscht, das ist die Sparbarkeit in der Küche, die auf Kosten der Qualität die Quantität bevorzugt. Man will sich in Deutschland recht gründlich satt essen, es soll aber nicht entsprechend viel kosten, und da wird allerlei gemischt und gezaubert, das das geringe Material verdecken soll. Aus der Sparbarkeit stammen die vielen Wässersuppen, die den Magen anfüllen, stammen die unendlichen Zubereitungsarten der Kartoffeln, womit eine schlechte Qualität dieser herrlichen Tafelfrucht eine Weile verdeckt werden kann. Aus der gleichen Sparbarkeit stammen die Braten, die zuvor ganz oder teilweise ausgekocht, dann noch mit allerlei Gewürzen, die den faden Geschmack der schon extrahierten Masse verdecken sollen, geschmakt werden. Man will zur Abwechslung auch einmal Fleischbrühsuppe kochen, in Gasthäusern wird sie sogar verlangt. Das ausgekochte Suppenfleisch schmeckt aber fade und kann ganz gerne mit pikanten Zutaten, aber nicht wohl mit Gemüse und Kartoffeln genossen werden. Daher sucht man aus solchem Fleisch auch Braten zu machen, der aber nun wegen Fehlen der Extraktstoffe, die man ja schon in der Suppe genossen, seines natürlichen Wohlgeschmacks entbehrt und hilft sich mit Surrogaten, die freilich etwas helfen, aber doch nur eine zweitklassige Nahrung darstellen. Das gekochte Rindfleisch wird von der englischen und holländischen Küche ganz verworfen.

Eine unausbleibliche Folge dieser Sparbarkeit und wenig schmackhaften Küche ist denn auch die Häufigkeit der Mahlzeiten, deren Zahl man in Deutschland auf 5 anschlägt, während die meisten anderen Kulturvölker sich mit dreien begnügen.

Einzelwesen u. Rasse im Bienenleben.

Der Imker sitzt hoffnungsfreudig im Kreise seiner Lieblinge, er wartet der frohen Bienenschwärme und schwärmt und träumt selbst ein wenig von der Herrlichkeit des Lebens. Da kommt flugs ein Bienechen, dem die Nähe des Menschen am Stode bedenklich erscheint, braust ihn zornig an, und da er die Warnung nicht beachtet, versenkt sie den spitzen Stachel voll feinsten Wiberhaken in seine Schläfe. Der Angriff war so zornig, daß der Stachel stecken geblieben ist, und das Bienechen nun verendend am Boden liegt. Der Imker zieht ihn gleichgiltig heraus und betrachtet nachdenklich den noch zuckenden Stachel und seinen sterbenden Träger. Armes, dummes Tierchen, kennst deinen Herrn nicht und mußt nun in den Tod! Nichts ist dem Bienenstande nützlicher als die machende Nähe des Bienenwatters, und gerade den wolltest du verjagen und hast's mit dem Leben gebüßt. Aber freilich hast du recht: Wer kann heute einem Menschen trauen. Schließlich ist er gerade der größte und durchtriebeneste Honigdieb. Aber wer hat dich geheißt, so unerschrocken dein Leben aufzuopfern, bloß auf den Verdacht eines möglichen Angriffes hin? Wenn du nun tot bist, hast du weder von deinem Volke einen Nutzen noch vom Leben überhaupt. Wär's doch klüger, zu warten, bis der Angriff wirklich erfolgt ist, und dann, wenns durchaus sein muß, war's immer noch Zeit, sich aufzuopfern!

Aber die Biene hat doch recht. Sie weiß, daß sie als Einzelwesen überhaupt nichts ist. Sie ist für sich zwar ein kleiner Lebenswert, der mit ihrem Tode verschwindet, aber nur das Kupferstück im wohlgefüllten Geldsack, gegen den Lebenswert des Gesamtvolkes schier wertlos. Von dieser Lebenswahrheit ist sie so tief durchdrungen, daß ihr Glaubensbekenntnis, dem jede Faser dient, lautet: einer für alle. Die Gesamtheit besteht erst, wenn der einzelne lernt, sein Leben für nichts zu achten und seines Volkes willen und sich aufzuopfern für das Leben der Gesamtheit. Mit solchen Lebensregeln kann man auch etwas ausrichten und Großes erreichen. Die gefüllten Honigtonnen beweisen es und die Imkerschar, die sich im wohlverstandenen Vortheil für das kleine Insekt begeistert.

Bekanntlich ist die Einzelbiene nicht fortpflanzungsfähig. Sie ist bezüglich der Erhaltung des Geschlechts eine taube Blüte am Blütenbaume des Volkes. Es gibt solcher tauber Blüten männliche und weibliche in ungezählten Mengen. Nur eine in jedem Volke, die Königin, ist die Mutter aller, die Erhalterin des Lebens, die Fortpflanzerin der Masse. Und jedes Volk hat einen Vater, der aber seine Kinderschar nie gesehen hat; denn einmal ist er seiner erwählten Braut begegnet, aber auch schon am Hochzeitstage gestorben. So ist die Mutter der lebensvolle

Mittelpunkt der nachgeborenen Schar, die Seele des Volkes, die tausendfaches Leben ausströmt. Sie kann in einem Sommer wohl Hunderttausenden das Leben schenken: wer vermag ihre Kinder zu zählen? Was bei höher organisierten Wesen zwei Vermögen, die Selbsterhaltung durch Arbeit und die Erhaltung des Geschlechts, dazu bedarfs bei diesem Insekt Zehntausende, Hunderttausende. Darum kann das Einzelwesen sich getrost hergeben. Ein Grundgesetz des Lebens ist der Selbsterhaltungstrieb. Das wirkt sich hier aus als vom Standpunkte des Volkes. Das Volk ist bei diesem Insekte der lebensvolle Organismus. Das Volk besteht, so lange es die Mutter hat. Deren Leben um jeden Preis zu schützen, verlangt der Trieb der Selbsterhaltung. Darum hat das zornig stehende und nun traurig sterbende Bienechen recht. Würde es nach seinem Leben fragen und feige fliehen, so wäre das Volk und sein Lebensmittelpunkt in steter Gefahr durch ungeschickte und unbefugte Eingriffe von außen. Darum stichen alle Tiere mit vollständigem Leben, auch alle geflügelten Geschwister der Biene, wie z. B. unsere lästigen Plagegeister, die Fliegen, weil bei ihnen im einzelnen ein Teil der Masse zu Grunde geht. Aber die Biene flieht nicht, sondern wehrt sich bis in den Tod. Sie weiß, das Volk ist noch durch Zehntausende unerschrockener Stacheln bewehrt, und der letzte Seufzer der Sterbenden sagt: Selbsterhaltung geschieht durch Selbstaufopferung!

Das weiß auch die Königin Mutter und handelt danach. Wir haben Juni. Es war wohl vorige Nacht, da reiste in einer großen, wohlgebauten Zelle eine stattliche Königin aus und lugte vorsichtig unter dem Zellbedel, womit sorgsame Arbeiterinnen das junge Leben behütend verschlossen hatten, hervor. Ein achter Juni ist ein köstlicher Geburtstag für einen Sonnenkind. Sie ist der Mutter achte Tochter. Ihre Wiege ist anders geformt gewesen als die der Arbeiter und Drohnen. Sie war königlich groß und stand in vornehmer Vereinzelnung, abseits von den wimmelnden Geburtsstätten des Bienenproletariats, mit königlicher Pracht aufs sauberste ziseliert. Heute ist sie der Wiege entfliegen, schon vollerblickt zur königlichen Jungfrau. Königin Tochter! Zwei Herrscherinnen kann ein Volk nicht zugleich tragen. Nicht einmal das holländische, geschweige dieses lebhaft und feurige Sonnenböllchen. Eine friedliche Teilung der Regentschaft kennen sie auch nicht. Da gilt es also Kampf auf Leben und Tod, auch zwischen Mutter und Tochter. Je näher die Blutsverwandtschaft, desto heftiger pflegt bei widerstreitenden Interessen die Feindschaft zu sein.

Wie merkwürdig wirkt sich doch hier das Lebensgesetz aus. Die Königin Mutter wußte, daß aus ihrem Ei in der Weiselwiege eine Todfeindin ausschließen werde. Aber sie legte es doch und gab ihr das feindliche Leben. Als es dann heranreifte, hätte sie es vielleicht gern wieder vernichtet. Aber dieses Erkennen kam zu spät. Es gibt überall, auch im Bienenstaate, solche, die grundsätzlich zur Gegenpartei halten. Diese nahmen sich auch dieses Mal der jungen Kronprätendentin an, und so wurde das junge Wesen durch unzufriedene Proletarier mit königlichem Futter ernährt, bis es heute seinen Geburtstag feiern und aus der Wiege ausschauen konnte. Die alte Mutter ergrimmt freilich darob in tödlichem Haß und möchte ihr eigen Fleisch und Blut erstechen. Aber siehe, die jugendliche Tochter hat schon eine ganze Anhängertruppe, die sie vor jeglichem Angriff schützt. Da stößt die Königin ins Horn und sammelt ihre Getreuen um sich. Ein mächtiger Schwarm braust auf, groß genug, um ein selbständiges Gemeinwesen zu gründen, und ohne es weiter zum Entscheidungstapfe zwischen Mutter und Tochter kommen zu lassen, entweicht die Mutter mit ihrem Schwarme dem Stode. Diesen Augenblick hat der Imker lange erlebt. Es ist ein majestätisches Schauspiel, wenn unter dem freudigen Schwarmgefange Zehntausende zum Stode hinausströmen. Die Luft wird schwarz, der Garten hallt wider vom Summen der Abziehenden. Der Imker erhebt sich und sammelt den ausgezogenen Schwarm in eine neue Beute, eine neue Heimat. Das Volk hat sich geteilt, die Gesamtheit aus sich eine neue Gesamtheit geboren. Die Masse bleibt erhalten, das Gesetz des Lebens, das Gesetz der Selbsterhaltung hat sich wieder vollzogen.

Aus allen Gebieten.

Theater, Kunst und Wissenschaft.

Zwölf Dichter und ein Buch. In einem Berliner Verlag erscheint dieser Tage ein Roman in zwölf Kapiteln. Jedes